Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 15 (1959)

Artikel: Eine Frau erzählt [Fortsetzung]
Autor: Salus, Grete
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961640

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EINE FRAU ERZÄHLT

Von Grete Salus

(Fortsetzung)

Jeder Tag... eine schwere Last

Aber dein Körper, der arme, gemarterte
kann nicht mehr.
Du schwankst, du taumelst, deine Hände
suchen Halt im leeren Raum —
Keine Hilfe, nichts, nichts —
als graue Leere.

Wir waren doch Frauen, gefangene Frauen.

Hatten keine klare Übersicht über die ganzen Vorgänge und standen allzusehr im deutschen Milieu und unter der Propaganda. Wir spürten nur den Druck dieser Macht und nichts von den Zersetzungserscheinungen, die bereits daran fraßen.

Wir sahen nur das, was sich vor unseren Augen abspielte. Es wurden immer noch neue Maschinen gebracht, ebenso kamen neue Meister, und die Arbeiter, mit denen wir zusammenkamen, waren genau so unsicher wie wir selbst.

Langsam stellte es sich auch heraus, wo die Russen eigentlich standen, und das schien uns weit.

Die schlimmste Prüfung für unsere seelische Widerstandskraft kam, als die Oberaufseherin zurückkehrte. Sie kam zwar ohne Eltern, die sie nicht mehr erreichen konnte, aber ihre Bösartigkeit war ungebrochen und sammelte sich an zu drohenden Gewittern, vor denen wir zitterten. Es kam eine böse Zeit. Jeder Tag wurde zu einer schweren Last, die wir kaum zu schleppen vermeinten, und wenn wir auch immer wieder zu irgendeinem Hoffnungsanker griffen, so zehrte dies alles an unseren letzten Reserven, daß wir fast darunter zusammenbrachen.

Es kam der Vorfrühling 1945.

So schön, mit so viel Sonne, daß wir ständig irgendein Fleckchen suchten, um ein bißchen von ihrer Wärme abzubekommen. Wir

drängten uns an die Fenster, hoben unsere Köpfe empor; es war ein trauriger Anblick, wenn man diese armselige, andächtige Sonnengemeinde sah. Man weinte jetzt leicht. Die meisten von uns fieberten, und überhaupt bemächtigte sich unser eine gefährliche, nachgiebige Weichheit, so daß es eigentlich ganz gut war, wenn die Oberaufseherin mit harter Hand in diese verdächtige Stimmung hineingriff.

In diese Zeit fiel auch der Zusammenbruch meiner Freudin, der mich zutiefst erschreckte, sah ich doch deutlich, was sich unter dieser scheinbaren Ruhe verbarg — wie zerbrochen wir waren. Wir erinnerten uns wehmütig, was wir in diesem oder jenem vergangenem Frühling getan, mit wem wir ihn verlebt, und suchten uns ins Gedächtnis zu rufen, wie es eigentlich war — Freiheit, Frau, Mutter, Kind.

Wir erinnerten uns daran, daß wir eigentlich Frauen seien, versuchten, unsere struppigen Haare in alle möglichen Frisuren zu zwängen, putzten an unseren Lumpen herum, sahen uns entsetzt an und versuchten, all dem mit einem gewissen Galgenhumor zu begegnen. Jetzt, als die Haare nachwuchsen, sahen wir, daß wir fast alle grau geworden waren. Die Sonne brachte es an den Tag. Diese Eitelkeiten waren die einzigen weiblichen Regungen und eben nur vage Erinnerungen. Wenn sich uns ein Mann genähert hätte, hätten wir ihn wohl nur erstaunt angesehen. Es gab auch hier Sonderfälle, aber eben nur Sonderfälle. Die KZ-Frauen, von denen man das Gegenteil erzählt, müssen bessere Lebensbedingungen gehabt haben, denn bei diesem Leben gab es nur zwei heftige Triebe — Hunger und Angst. In einigen größeren KZ, wie z. B. Oranienburg und Buchenwalde, gab es Bordelle, in die sich die Frauen oftmals freiwillig meldeten. Auch dafür muß man Verständnis aufbringen, wenn man weiß, wie schwer und gefährlich dieses Vegetieren war und wie es dem Menschen den letzten moralischen Halt nahm. Sie hatten dann besseres Essen und Wohnen, waren geschützter vor den verschiedenen Epidemien und sahen in diesem Ausweg nur die momentanen Erleichterungen und nicht die anderen Gefahren.

Unser Lager blieb von so einer Versuchung verschont, und wir erfuhren erst nach dem Kriege von diesen Institutionen. Ein Teil der Frauen — besonders die Ungarinnen — flüchteten in ihre

Religiosität; sie waren zu beneiden. Es gab eine unter ihnen, eine richtige Fanatikerin, die auf ihre Umgebung einen großen Einfluß ausübte. Sie berührte kein Fleisch, sparte die ganze Woche die gefaßte Margarine, um sie dann zum Großteil am Samstag an die Bedürftigen zu verteilen. Sie pflegte in ihrer Freizeit aufopferungsvoll die Kranken und war eine Zeitlang eingesetzt zur alleinigen Pflege der kleinen, irren Ungarin.

Als die jüdischen Feiertage kamen, gestaltete sie sie zu erhebenden Feiern. Am Sederabend — man muß sich vorstellen, unter welchen Schwierigkeiten — sprach sie in einer derartigen Ekstase zu ihren Leuten, daß diese Menschen alle Erdenmühsal vergaßen. Sie fastete acht Tage, aß fast nichts, bis auf einige Steckrüben, und diesem Beispiel folgten ihre Jüngerinnen. Gegen Schluß der Feiertage war sie fast am Dahinschwinden, aber eine innere Kraft hielt diesen gebrechlichen Körper aufrecht, daß es wie ein Wunder wirkte.

Es gab verschiedene Typen unter den Frauen:

Jola, eine 17jährige Polin, war von einer ergreifenden Schönheit. Wie eine Blume war ihr Köpfchen, goldenes Haar, große, eigenartig geschnittene blaue Augen und überhaupt von einer herben Süße, die man kaum beschreiben kann. Diese, ihre ganze Schönheit, rettete ihr oft das Leben, denn sie hatte Furchtbares erlebt und war einige Male ganz nahe am Tode vorübergegangen und ganz allein zurückgeblieben. Diese Schönheit war aber nur sekundär, primär war ihre Kunstfertigkeit. Sie modellierte aus Brot — das sie dann hart werden ließ — die interessantesten Masken, Ringe und Anhänger. Die Sachen waren originell in ihrer Form und Komposition, und wir wollten natürlich jeder etwas besitzen von diesen Köstlichkeiten. Sie trennte sich aber nur ungern davon und behielt fast alle ihre Schöpfungen eifersüchtig für sich. Ein Buddha — ich sehe ihn noch heute vor mir —, den sie aus irgendeinem Material, das eines der Mädchen aus der Fabrik mitbrachte, geschnitzt hatte, war ein wirkliches Kunstwerk. Dieser Buddha hatte ein Lächeln, das verblüffte, bei der Jugend und Unerfahrenheit der Schöpferin verblüffen mußte. Ihre Schöpfungen schuf sie fast ohne jedwede Hilfsmittel, nur mit einem primitiven Messer.

Ein sehr trauriges Kapitel waren unsere drei schwangeren

Frauen. Eine von ihnen war noch ganz jung und im Februar bereits im achten Monat. Es ließ sich nicht mehr verheimlichen; ihr Zustand war zu sehr ins Auge fallend, als daß wir die Zahl der Monate hätten heruntersetzen können. Diese Frauen litten furchtbar unter Hunger und Angst um ihr eigenes Schicksal und das ihrer ungeborenen Kinder, und wir mit ihnen. Diese Angst war leider nur allzu begründet, denn eines Tages kam der Befehl «Fertigmachen zur Abreise», und unsere Kameradinnen wurden nun unter Bewachung von drei Aufseherinnen nach Bergen-Belsen gebracht. Eine von den drei Frauen überlebte es wie durch ein Wunder, die anderen starben und ebenso ihre Kinder, die sie dort noch zur Welt brachten.

Wir hatten einen deutscharischen Häftling unter uns. Eines Morgens war sie da, halb totgeprügelt, mit den schrecklichsten Wunden am ganzen Körper. Sie war des intimen Verkehrs mit einem Gefangenen angeklagt, und als härteste Strafe wurde die jüdische Haft über sie verhängt. Im Anfang waren wir sehr mißtrauisch, mußten aber allmählich sehen, daß sie wirklich ganz harmlos und ungefährlich war. Vor Weihnachten war sie sehr unglücklich und niedergeschlagen, so daß wir ihr, um sie ein wenig aufzurichten, ein richtiges Weihnachtsfest arrangierten.

Ich selbst war unterdessen Ordonnanz des Betriebsleiters und der leitenden Ingenieure geworden, außerdem versah ich mit noch einer Kameradin den Dienst als Lagerleiterin. Ich hatte es eigentlich ganz gut auf diesem Posten, ließ er mir doch, obwohl mich Aufseherinnen überallhin begleiteten, eine gewisse Bewegungsfreiheit. Auch wenn ich gar nichts tat, hatte ich immer als Alibi den Kübel und Besen bei mir und konnte herumhorchen, was in den Büros telefoniert wurde. Der Betriebsleiter, wenn ich einen Augenblick mit ihm allein war, sprach sein Bedauern über unsere Situation aus, war aber jemand in der Nähe, gab er seine Befehle sehr barsch und kurzangebunden. Der leitende Ingenieur Jakob, ein Nazi ärgster Sorte, gab mir mit Begeisterung die erniedrigendsten Aufträge, war sehr befreundet mit der Oberaufseherin und auch der Urheber unserer verschiedenen Strafarbeiten. Er war aber so unordentlich, daß er immer gegen seinen Willen etwas liegen ließ, wie Landkarten, Zeitungen und dergleichen, so daß ich meine Kenntnisse bereichern konnte.

In einem der Nebenräume stand eine ungeöffnete Kiste, und ich zerbrach mir den Kopf, was darin sein könnte. Einmal gab er mir den Auftrag, diese Kiste hinter seinen Schreibtisch zu verstecken. Solche Aktionen mit mir gemeinsam zu unternehmen war auf der Basis eines Vertrauens, das er eben in unsere Hilflosigkeit und unsere Ungefährlichkeit setzte. Diese Kiste enthielt die beste Kernseife zur Spezialbehandlung der Patronenhülsen. Einige Stücke kamen auch so zur Verwendung, das übrige wanderte allmählich in die Taschen der Herren Ingenieure. Ich wurde oft Zeuge, wie gegen diese Seife alle möglichen anderen Sachen, wie Tabak und Lebensmittel, getauscht wurden. Die Kiste hätte eigentlich als Lagerbestand dem Lagerhalter übergeben werden müssen. Als ich die Seife von Tag zu Tag schwinden sah, bereitete es mir ein besonderes Vergnügen, mich an diesen Raubzügen zu beteiligen. Ich versorgte meine Freunde und mich reichlich mit dieser Kostbarkeit.

* * *

Die englisch-amerikanische Armee ging vorwärts. Der hohen Herren bemächtigte sich eine augenfällige Nervosität. Einmal wurde sogar ein Radio ins Büro mitgebracht, und zu den verschiedensten Zeiten verschwanden sie in einem der Räume, um zuzuhören; der Feind — ich — hörte mit. Sie hatten eine Riesenlandkarte, die sie am Fußboden ausbreiteten, und wenn unsere Oberin kam, konnte ich vom Fenster aus, das ich ständig putzte, ihre Köpfe eifrig darüber gebeugt sehen. Dieser Anblick ließ uns zögernd wieder neuen Mut fassen. Jetzt waren wir schon vorsichtiger geworden in unserer Zuversicht, und vor allem hatten wir nicht mehr so viel Kraft, um es zu solchen Temperamentsausbrüchen kommen zu lassen wie bei dem russischen Vormarsch.

Die Alarme mehrten sich, und es kam zu den großen Anflügen auf Dresden, dann Leipzig und Chemnitz.

Einer der Arbeiter sagte uns, daß wir vor 14 Tagen Gefahr liefen, evakuiert zu werden, jetzt wäre diese aber absolut vorüber. Was das hieß — Evakuierung —, das wußten wir nur allzu genau, da wir bereits gesehen hatten, in welch furchtbarem Zustand solche

Häftlinge hungermarschierten. Zu uns drangen Nachrichten der widersprechendsten Art über die Befreiung von Buchenwald. Die einen behaupteten, daß dieses Konzentrationslager von den Deutschen an die Alliierten übergeben worden war und den Häftlingen nichts geschehen sei, andere wieder, daß alle Gefangenen vorher niedergemetzelt worden waren.

Wir nahmen nun Anlauf zu dieser letzten Kraftprobe, allem Kommenden mit Ruhe und Fassung entgegenzusehen. Leider fehlte uns jede organisierte Selbsthilfe, bis auf die, daß wir beide, meine Mitarbeiterin und ich, Drahtzwickzangen, Scheren und Schraubenzieher ins Lager schmuggelten, taten wir nichts Besonderes, da es uns vor allem an jeder Hilfe von außen mangelte.

So kam der Monat April und die Nachricht, die Amerikaner ständen bereits vor Leipzig.

Nun kam eine große Spannung über uns, denn diese Stadt war nur 60 km von Oederan entfernt.

Nach einem Telefongespräch des Betriebsleiters mit Leipzig fuhr der deutsche Magaziner dorthin, um auch wirklich nach einigen Tagen mit sehr wichtigen Maschinenbestandteilen zurückzukommen. Wir waren bitter enttäuscht, um so mehr als auch zu gleicher Zeit eine Riesenmaschine ankam, die von 30 Mann transportiert werden mußte. Wir horchten aufmerksam überall hin und registrierten die feinsten Schwingungen dieses Niederganges.

Es kamen abgezehrte, abgerissene deutsche Soldaten. Sie waren Handwerker und arbeiteten an den verschiedensten Maschinen. Diese Soldaten waren ziemlich unbekümmert und unvorsichtig in ihren Bemerkungen, und daraus ersahen wir am besten, daß es wirklich zu Ende ging. Wir aber, wenn auch das Ende nahe, wußten, unser Schicksal hing an einem sehr dünnen Faden, der jeden Moment reißen konnte.

So nahe die Freiheit, wir aber waren in den Klauen dieser mitleidlosen Mörder, von denen wir kein Erbarmen zu erwarten hatten.

«Evakuierung vor dem Feind»

Du aber kannst nicht mehr, du fällst zu Boden.
Du gleitest hinab in abgrundtiefe
Finsternis — ins Nichts —
Doch nein — du willst leben — du mußt leben.
Du willst warten — du mußt warten.

Am Freitag abend, den 13. April, hieß es inoffiziell, wir würden vielleicht noch heute nacht evakuiert.

Wir suchten uns damit zu beruhigen, daß die Amerikaner schon nicht mehr weit seien, so daß, wenn wir auch marschieren müßten, es nicht von langer Dauer sein könnte. Die ganze Nacht lagen wir wach und hörten ständig schwere Artillerie durch die Ortschaft rollen. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und wir waren nur noch verkörpertes Hoffen und Wünschen.

Diese Nacht kam noch kein Befehl zum Abmarsch und am anderen Tage gingen wir wie sonst zur Arbeit. In der Fabrik war fast kein Betrieb, und die wenigsten der Meister waren erschienen. Wir erhielten noch die falsche Information, daß die Amerikaner vor Leipzig nach links abgeschwenkt seien und unser Gebiet wahrscheinlich nicht berühren würden. Als zum Mittagsappell gepfiffen wurde, nahm ich auf jeden Fall meinen Kübel mit und was ich noch so an anderen Dingen ergattern konnte.

Im Lager herrschte bereits große Aufregung, denn am Nachmittag um 3 Uhr sollten wir zum Abmarsch antreten.

Der Befehl lautete: *«Häftlinge und das gesamte Aufseherpersonal Antreten zur Evakuierung vor dem Feind.»* Ziel unbekannt.

Gegen 8 Uhr hörten wir bereits Geschützdonner und unsere Herzen schlugen höher in der Hoffnung, daß es doch nicht mehr dazu käme.

Als wir um 3 Uhr antraten, zitterten die Fensterscheiben und der Boden unter unseren Füßen. Hand in Hand mit meiner Freundin, ausgerüstet mit einem Kübel, der vollgestopft war mit meinen Habseligkeiten, standen wir 500 Frauen im Hofe unseres Lagers, um uns noch einmal zu beugen unter diesem harten Joch. Und dies im Angesicht der Alliierten, deren Stimmen wir vernahmen, und die unser heißes Flehen nicht erhören konnten.

Unter Eskortierung von bewaffnetem Landsturm und Hitlerjugend gingen wir, in unsere grauen Decken gehüllt, dahin. Wir gingen zum Bahnhof und wurden in offene Kohlenwagen verladen. Dies schien uns immerhin besser, als marschieren zu müssen, anderseits aber hatten wir die berechtigte Angst, daß uns so die Amerikaner nicht einholen würden.

So fuhren wir in den herrlichen Frühling hinein, noch immer Gefangene, und es schien uns, daß wir uns immer weiter von der Freiheit entfernten.

Wir konnten diesen Wust von Empfindungen, der in uns tobte, nicht mehr bewältigen. Wir wurden hin und her gerissen zwischen Hoffnung und Verzweiflung und wieder Hoffnung. Für mich hatte das Ganze etwas unwirkliches, traumhaftes. So erlebte ich auch diese ganze dramatische Endphase, und ich kann eigentlich nicht sagen, wann ich zum Erwachen kam. Nichts konnte mich mehr erstaunen, nichts überraschen. Ich stand gleichsam neben mir und schaute mir zu. Manchmal meldete sich mahnend die Forderung, diese eigentümliche Passivität abzuschütteln, etwas zu tun, auszureißen. Da meine Freundin aber nicht mit wollte, blieb ich und ließ alles geschehen.

Wir waren noch während der Fahrt ohne Nahrung. Das trug noch dazu bei, da unsere Körper bereits sehr geschwächt waren, keinen Entschluß fassen zu können und in diesen traumhaften Zustand zu sinken. Manchmal meldete sich freilich der quälende Hunger, aber eben nur zeitweise, meist dösten wir nur so dahin.

Zu Beginn der Fahrt zeigten wir uns noch aufnahmefähig, denn wir fuhren durch die herrlichen Wälder des Erzgebirges und spielten oft mit dem Gedanken, einfach abzuspringen und hineinzulaufen in das schützende Dickicht. In jedem der Wagen waren Aufseherinnen verteilt, aber sie waren so mit sich selbst beschäftigt, daß es sicher geglückt wäre. Die meisten von ihnen weinten bitterlich vor Abschiedsweh von der Heimat. Sie schimpften auf die Alte, die ihnen das eingebrockt hatte.

Wir waren nur erstaunt über die Gefühlsausbrüche. Einige unter uns sahen es mit aufleuchtenden Augen, sahen es befriedigt, dies beginnende Leiden des Feindes, als Auftakt zur Rache. Mir war es unangenehm und lästig, den Beginn dieses Weges zu sehen, den

ich selbst gegangen, wendete mich ab und schloß mich ein in meinen Traum.

Ich saß auf einem Kübel, neben mir meine Freundin und um mich die Menschen, mit denen ich den Großteil dieses Weges gegangen — unwirklich und doch wieder wirklich in einer schicksalhaften Abgeschlossenheit.

Blauer Himmel, Sonne und grüne Wiesen — alles leuchtete. Wir fuhren mitten durch die ganze Lieblichkeit, eingehüllt in unsere grauen Decken, bleifarbene Gesichter — ein schmerzhafter Kontrast.

Wir schauten in diese Welt, die wir schon fast vergessen hatten. Es tat weh, ihr zu begegnen. Gleichsam zum Hohne breitete sie alles lockend vor uns aus. Die Ferne, die Freiheit, diese ganze pulsierende Lebendigkeit, um das alles wieder zurückzunehmen, nachdem wir es gespürt, gesehen hatten. Immer werde ich es vor mir sehen, dieses Bild der langen, beweglichen Wagenreihe, dicht gefüllt mit den schwankenden, erloschenen Frauengestalten.

Als ich so vor mich hinschaute in meiner beklemmenden Benommenheit, sah ich aus der entgegengesetzten Richtung einen Zug entgegenkommen. Er fuhr an uns vorüber. In die lange Reihe der Frauengestalten kam heftige Bewegung, denn in diesem Zuge waren Gefangene — Männer. Fast gespenstisch war diese Begegnung. Die ganze Skala unserer eigenen Empfindungen sahen wir in den Gesichtern dieser Männer an uns vorüberstreichen. Einige von ihnen konnten zuerst nicht begreifen, was sie da sahen. Fast einfältig wurden ihre Gesichter in der Intensität des Begreifenwollens. Einer sprang auf, als wollte er sich in unseren Wagen hinüberschnellen. Manche schwankten erschüttert und krallten sich in ihren Nebenmann. Die meisten erstickten einen Schrei, und wir sahen in weit aufgerissene Augen, die Hand auf den Mund gepreßt. Jetzt begann ein Geschrei von beiden Seiten. Wir waren aus unserer anfänglichen Erstarrung erwacht und nun fuhren verzweifelt herausgebrüllte Namen hinüber und herüber. «Ist der bei Euch — ist jener bei Euch?» — und in einem der Wagen hatten sich zwei Menschen erkannt. Sie versuchten, sich viel zu sagen; es blieb nur beim Versuch, denn schon hatten wir uns voneinander entfernt, waren auseinandergerissen in zwei verschiedene Richtungen.

Wir waren aufgewühlt, denn nun war eine Saite in uns berührt worden, die schmerzhaft aufzitterte, uns weglockte von uns selbst, von unserer eigenen Not in die der anderen.

Wenn Freiheit, so würde sie zwei Gesichter tragen, und dieses zweite Gesicht — die anderen, unsere Leute, wie und ob wir sie wiederfinden würden —, das war nun aufgetaucht aus barmherziger Tiefe.

Von Theresienstadt sahen wir niemand unter diesen Männern; wie uns die Polinnen berichteten, waren es meist Ungarn und Polen gewesen.

Wir mußten uns niedersetzen, damit sich so etwas, wie es sich eben abgespielt hatte, nicht mehr wiederholte. Erst sahen die Aufseherinnen dem Ganzen fassungslos zu und auf einmal — wir hatten sie doch schon so klein und häßlich gesehen —, nachdem der Befehl von der Oberaufseherin aus einem der vorderen Wagen gekommen war, waren sie wieder obenauf und hatten etwas, an das sie sich halten konnten. Es hieß, wir sollten nach Mauthausen gebracht werden. Die engere Garde der Oberaufseherin hatte es erlauscht und rief es sich von Wagen zu Wagen zu.

Mauthausen — wir bekamen einen sehr üblen Geschmack im Munde, dachten aber, das ist noch sehr weit und unterdessen kann noch viel passieren. Solange wir durchs Erzgebirge fuhren, hörten wir ständig Feindalarme, und das war Musik für unsere Ohren. So gelangten wir in den Außiger Bahnhof; deutsche Flüchtlinge saßen auf Bündeln und anderem Gepäck und schauten ratlos vor sich hin.

Hier mußten wir halten. Betretene und erschreckte Blicke glitten unserem Zug entlang. Vielleicht saß dort einer meiner früheren Schüler, ging es mir durch den Sinn. Vielleicht müssen wir doch noch nicht sterben, und wir werden wieder zurückkönnen in ein normales Leben, normale Kleider tragen und wieder Menschen sein, in so einer netten, kleinen Stadt. Dieser Aufenthalt stand sicher nicht im Programm, war ein ausgesprochener Regiefehler und so fuhren wir auch sobald als möglich heraus und hielten auf einem Nebengeleise. Unsere Lokomotive verließ uns, und so standen wir nun volle zwei Tage und erlebten einen Nahangriff, der sich auf ein einige Meter von uns entferntes Objekt konzentrierte. Die Flug-

zeuge flogen dicht über unsere Köpfe hinweg und wir hörten deutlich das tack-tack der Maschinengewehre. Wir blieben wie durch ein Wunder davon verschont und bildeten uns ein, daß man uns aus den Flugzeugen erkannt hatte und aus diesem Grunde nicht angriff.

So verlief nun unsere ganze Fahrt. Ständig verließ uns die jeweilige Maschine und wir standen auf den verschiedenen Strecken. Einmal drei Tage in der Nähe von Leitmeritz, und es wurde schon gemunkelt, daß wir nun zu Fuß gehen müßten. Da aber die Aufseherinnen keine Lust dazu hatten, blieb uns dies erspart. An unseren Zug hatte sich ein schwerbewaffneter SS-Zug angehängt, und unsere Begleitmannschaft hatte nun ein Leben, wie sie sich es nur wünschen konnte.

Solche SS-Züge fuhren zu Hunderten hinter der Front herum, und der unsere konnte sich damit, zu unserer Bewachung da sein zu müssen, legitimieren. In dieser illustren Gesellschaft hielten wir nun tagelang auf den verschiedensten Bahnlinien, bewegten uns immer um Außig, Leitmeritz im Kreise.

Jetzt war eine Flucht unmöglich geworden, da ständig Wachtposten aufgestellt waren. In der Nacht durfte sich keine erheben; wie ein Kopf auftauchte, wurde sofort geschossen.

Unsere Aufseherinnen bekamen wir nun selten zu Gesicht; sie verlebten herrliche Tage und Nächte im Kreise ihrer Götter. Unsere Oberaufseherin lag schäkernd im Grase, an ihrer Seite den Kommandanten des SS-Zuges. Es war ein wahrhaft idyllisches Leben, das sie nun führten. Wir spürten aus der SS-Küche des Zuges die verlockendsten Düfte herüberwehen — wir litten Tantalusqualen — und am Morgen sahen wir dann die Aufseherinnen mit dickangefüllten Jacken an uns vorübereilen. Wir aber hungerten, waren schmutzig und verdreckt, und drohend starrten die Maschinengewehre von den Dächern des SS-Zuges. Unsere Körper waren abgemagert und wund vom ständigen Hocken auf dem Boden. Meist sanken wir in einen wohltätigen Halbschlummer, aus dem uns nur Berichte unseres Kundschafterdienstes emporrissen. Einmal hieß es nach Dachau, dann nach Floßenbürg und gegen Ende unserer Wanderschaft tauchte das Wort «Theresienstadt» auf.

Der Oberscharführer, dem das Ganze sehr gegen den Strich ging, sagte, daß er alles tun würde, um uns nach Theresienstadt zu brin-

gen. Sie waren alle ratlos, was sie mit uns beginnen sollten, da alles bereits blockiert war und wir nirgends durchkommen konnten.

Wir fuhren nach Leitmeritz, näherten uns Theresienstadt. Wir wurden aus unserer Apathie gerissen, denn Theresienstadt, wie es auch heute aussehen mochte, schien uns die Rettung. Es hieß, wir würden auf die kleine Festung gebracht. Kleine Festung — das war schon was anderes — und unsere Freude ließ beträchtlich nach.

Wir standen nun vor Theresienstadt einen halben Tag und kehrten wieder um. Theresienstadt hatte seine Tore geschlossen und ließ niemanden herein.

Zurück nach Prag, Pankratz-Gefängnis, war die neue Devise. Wir sanken wieder in wohltuende Bewußtlosigkeit. Unterdessen hatten wir verschiedene Begegnungen. Ein Häftlingszug. Frauen so wie wir. Er hielt und, o Wunder, in einem der Wagen unsere ungarische Ärztin. Nun erfuhren wir, daß auch sie vergebens vor Theresienstadt gehalten hatten.

Wir erfuhren, daß im Oktober 1944 noch ein Transport nach dem unseren nach Auschwitz gegangen war. Es wurde damals gesagt, daß mit unserem Transport die Aktion abgeschlossen sei. Nun hörten wir, daß auch noch die letzten 2000 jüngeren Menschen denselben Weg genommen hatten wie wir. Unter uns brachen einige zusammen; ihre Leute, die zurückgeblieben waren und die sie in Theresienstadt in einer gewissen Sicherheit geglaubt hatten, waren wahrscheinlich nun zum großen Teil nicht mehr am Leben.

Wie in einem Film tauchte ein Luxuszug vor uns auf. Da gab es Schlafwagen, an den Fenstern fabelhaft hergerichtete und schick angezogene Mädchen und ebenso saßen sie auf den Dächern, Zigaretten rauchend und flirtend. Dann Küchen, Wagen mit Schweinen, Geflügel, das reinste fahrende Paradies. Dieser Flakzug erschien uns wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, und uns blieben Augen und Mund offenstehen vor lauter Bewunderung. Wir mußten dumm dreingesehen haben, denn einige der elegant uniformierten Mädchen wiesen lachend mit den Fingern zeigend auf uns.

So etwas gab es auch noch, Luxus, gutangezogene Frauen. Wir selbst musterten uns schweigend von oben bis unten und setzten uns traurig nieder.

Solange blieb die Maske der Deutschen erhalten, auch jetzt noch diese unbekümmerte und gedankenlose Sorglosigkeit, auch jetzt noch in den letzten Minuten vor ihrem Untergang. Auch bei den Aufseherinnen sahen wir diese Sorglosigkeit und sie war absolut echt. Wir sprachen mit ihnen, kannten wir sie doch allzu gut — und daraus ersahen wir, daß sie es nicht begriffen, zumindest der Großteil von ihnen hatte noch immer keine Ahnung.

Die Aufseherin in unserem Wagen ärgerte sich darüber, daß die Kleider im Koffer so zerdrückt seien, daß sie schon einige Tage nicht gebadet habe und nicht so richtig satt sei; sie behauptete es, nachdem sie, wie sie sagte, ihr letztes Ei aufklopfte.

Und das erzählte sie uns, die wir schon halbverhungert waren, erzählte es uns in ihrer Gedankenlosigkeit und aus der Gewohnheit heraus, uns nicht als Lebewesen zu betrachten. Diese gewohnheitsmäßige Ableugnung unserer menschlichen Existenz zeigte, wie erschreckend dieser Abgrund war, der diese Menschen von allem Menschlichen trennte. Diese Aufseherinnen waren nicht besonders böse. Sie waren kleine, primitive Mädchen, die man sicherlich von klein auf angehalten hatte, den Armen zu geben. Aber wir waren nicht arm, wir waren nur ein Nichts — ein Nichts.

In unserer Oberaufseherin erwachte plötzlich wieder ihr Reinlichkeitsfanatismus, als sie irgendwo eine Gartenspritze entdeckte. Wir mußten alle antreten zum Waschen. Zum Gaudium der ganzen Besatzungsmannschaft entledigte sich Frau Oberaufseherin begeistert dieses Amtes. Wir mußten ein jeder die Hände darunter halten; kamen wir zu nahe, ließ sie den Strahl hochaufschnellen, und wir waren dann von oben bis unten patschnaß. Das war wieder einmal eine nette Abwechslung und ein hübsches Spiel; ihr perlendes Lachen konnte jeden überzeugen. Wir waren viel zu müde und zu abgekämpft, um uns zu empören. Es gab viel peinlichere Situationen, an die wir uns nur schwer gewöhnen konnten, wie das Austreten auf den Wiesen vor den Augen der ganzen Besatzung. Auch das wurde uns allmählich gleichgültig, und wir waren noch froh, wenn wir zu diesem Zwecke aus den Wagen heraus konnten.

Als es hieß nach Prag, bereiteten einige der Mädchen die Flucht vor. Sie ließen sich das KZ aus dem Mantel herauskratzen, eine nähte sogar ein Stück Stoff darüber. Aber es blieb nur bei den

Vorbereitungen, weiter reichten die Kräfte nicht mehr. Wir ließen uns treiben in einer Lässigkeit, die fast schon strafbar war.

Bei den Zählappellen sahen wir ein spöttisches Lächeln der Oberaufseherin, denn die Zahl stimmte immer. Auch ich wunderte mich, daß nicht einmal die Jüngeren, die Außendienst gemacht hatten, die Flucht ergriffen, denn diese hatten sich immer als mutig und unternehmungslustig erwiesen. Ich finde keine andere Erklärung für diesen erstaunlichen Umstand als den vollständiger Zermürbtheit und allzu geschwächter körperlicher Verfassung. Wenn wir ein paar Schritte gingen, so war das eine ungeheure Anstrengung, und die Vorstellung, daß dies stundenlang und eventuell im Laufschritt geschehen müßte, ließ uns erschauern und die Unmöglichkeit einer solchen Leistung erkennen.

Vor allem wußten wir überhaupt nicht, wo Freund, wo Feind und bewegten uns ständig auf deutschem Gebiete, und da uns jede Beurteilung der Einstellung dieser Bevölkerung unbekannt war, hatten wir kein rechtes Vertrauen dazu, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Auf tschechischem Boden wäre es vielleicht doch dazu gekommen und aus diesem Grunde wurde dies auch wohlweislich vermieden.

Wir standen nun wieder längere Zeit irgendwo in der Leitmeritzer Gegend. Ständig hörten wir Alarme. Der SS-Zug leistete uns auch weiterhin Gesellschaft.

Auf einmal sahen wir in den Wagen vor uns aufgeregtes Durcheinandersprechen, Gestikulieren, und nun erfuhren auch wir, es sollte abermals nach Theresienstadt gehen. Wirklich, der SS-Zug hängt ab, und wir fuhren nun ohne seine Begleitung nach Theresienstadt.

Es begann heftig zu regnen. Während der ganzen Zeit unserer Wanderschaft hatten wir gutes Wetter gehabt, und das erleichterte uns das Hausen in den offenen Wagen.

Wir waren acht Tage auf Fahrt, ohne Nahrung, und lebten. Als es hieß: nach Theresienstadt, rafften wir noch einmal alle unsere Kräfte zusammen, bissen die Zähne aufeinander und sagten uns «durchhalten».

Wir fuhren bis Leitmeritz; hier verließen wir die Wagen. Ich nahm meinen Kübel mit, konnte ihn aber nicht mehr tragen, andere,

die stärker waren, taten es für mich. Nun gingen wir zwei Stunden zu Fuß nach Theresienstadt. Erst gingen wir durch die ganze Stadt Leitmeritz, bereits naß bis auf die Haut. Ein unheimlicher Zug; die entsetzten Blicke der Bevölkerung bewiesen es. Auf diesem Wege legte sich eine der Frauen auf den Boden, wollte nicht weiter, begann furchtbar zu schreien und dies vor den Augen der deutschen Passanten. Wir trugen sie nun abwechselnd. Sie war verrückt geworden. Ich konnte nicht daran glauben — wir alle konnten es nicht —, daß wirklich Theresienstadt das Ende unseres Weges sein sollte, gerade da, wo wir ihn auch begonnen hatten.

Es schien mir wie das happy end eines Hintertreppenromanes. Aber irgendwie paßte das Ganze in meinen Traum, und wie in einem solchen ging ich auch dahin. Meine Füße bewegten sich ganz automatisch, hie und da knickten sie ein, aber der Motor ging weiter und trug mich bis zum Grenzbalken von Theresienstadt.

Hier standen wir nun, sahen uns an mit großen Augen, fassungsloses Staunen war darin. Da schrie auf einmal eine von uns: «Schaut, schaut, unsere Jungens.»

Jenseits des Balkens sahen wir eine Masse Menschen, anfänglich wie zu Salzsäulen erstarrt. Da hatten sich bereits einzelne erkannt, und nun begann ein heller Wahnsinn. Wir auf der einen Seite warfen die Arme hoch, manche stürzten zu Boden, auf der anderen Seite drängten sich die Menschen.

Ein Schreien und Weinen: «Theresienstädter Frauen» wurde gerufen. Der Balken ging hoch, und wir taumelten vorwärts, die Aufseherinnen hinter uns lassend. Wir wankten durch ein Spalier von Menschen. Ganz totenstill war es geworden. Das Spalier war gebildet von Menschen, die sich an den Händen hielten, um uns zu schützen vor der sich auf uns stürzenden Masse. Und doch wurde die Kette natürlich durchbrochen von einer Mutter, die ihre Tochter kommen sah. Du mein Gott, ich kann es nicht schildern, was da mit uns geschah, denn all das, was nun auf uns hereinbrach, riß uns fast auseinander mit brutaler Gewalt. Wir waren doch fast Totgesagte, der erste größere Transport Theresienstädter Frauen, der nun geschlossen ins Ghetto zurückkam.

Ich rief nach meinem Manne, bildete mir ein, er müsse bereits hier angekommen sein. Meine Freundin wurde mit einem gellenden

Schrei von mir weggerissen: «Deine Mutter ist hier, komm, ich schaff Dich zu Deiner Mutter!»

Alles weinte; es war ein unbeschreiblicher Taumel des Schmerzes, der Freude und des Entsetzens.

Wir waren der zweite derartige Transport, der hier eintraf. Wir kamen am Samstag, den 21. April 1945. Am vorhergehenden Tag, Freitag, war der erste Transport angekommen, nur mit vereinzelten Frauen aus Theresienstadt.

Unsere Ankunft ließ die Menschen wieder ein wenig hoffen, daß vielleicht noch weitere kommen und das Furchtbare, was sie gehört hatten, übertrieben war. Ja, es kamen wohl noch weitere Transporte, aber so wenige, daß dieser Optimismus nur allzu bald verflog.

Wir sahen keine Aufseherinnen, nur unsere Leute. Dies genügte uns, ein Gefühl der Geborgenheit in uns hervorzurufen. Man überschüttete uns mit Liebe, jeder brachte, was er hatte, und wir waren nicht mehr hungrig, aber krank von den vielen Zuckerstückchen, die man uns zuwarf. Alle Theresienstädter hatten die Taschen voller Zucker, da man ihnen gesagt hatte, daß dies für uns das Beste und Notwendigste sei.

Wir kamen in Quarantäne, da der Transport, der vor uns angekommen war, flecktyphusverdächtig war. Mich selbst nahm für die erste Nacht eine gute Bekannte zu sich.

Ich wusch mich mit richtiger Seife, zog ein richtiges Nachthemd an, bekam zu essen an einem gedeckten Tisch; Bestecke lagen darauf. Meine Hände zitterten, als ich sie in die Hand nahm, und nun aß ich. Ich hätte wohl die ganze Nacht durchgegessen ohne aufzuhören, wenn man es mir aus Gesundheitsrücksichten nicht verwehrt hätte. Einige Freunde saßen dabei und sahen mir andächtig zu, trauten sich nicht zu fragen, behandelten mich wie einen ganz zerbrechlichen Gegenstand.

Eine wohlige Wärme durchströmte mich, hüllte mich ein, so sanft, daß ich zu schweben vermeinte. Ich konnte mir absolut nicht klar werden, ob das nun ich bin, die ich jetzt auf einem Sessel vor einem Tisch saß, um mich vertraute Gesichter, und ich wartete jeden Moment darauf, daß alles mit einem Schlage wieder verschwinden und ich mich irgendwo in irgendeinem der vielen Viehwagen — in denen ich bereits gesessen — wiederfinden würde.

Da verschwamm auch schon alles vor meinen Blicken, ich taumelte, fing mich aber wieder aus altgewohnter Disziplin, gab mir einen Ruck und sagte mir «noch nicht, dein Weg ist noch nicht zu Ende».

Dann lag ich in einem Bette, in einem richtigen Bette mit sauberen Überzügen und einem Leinentuche.

Ich konnte lange nicht einschlafen. Als es dunkel war, begann ich zu erzählen. Ich wußte es selbst nicht recht; später hörte ich mit Erstaunen davon, daß ich dies und jenes gesagt, und daß es meine Zuhörer zutiefst erschüttert hätte.

BEGEGNUNG MIT DEM JUDENTUM

Von Prof. Dr. Hans-Joachim Kraus, Hamburg-Volksdorf

Die Anekdote erzählt von einem kritischen Gespräch, das Friedrich der Große mit seinem Leibarzt, einem frommen Christen, führte. Der vernunftgläubige König forderte den frommen Mann auf, er solle einmal einen unbezweifelbaren, einsichtigen Gottesbeweis vortragen. Zum Erstaunen des spottbeflissenen Monarchen antwortete der Leibarzt nur: «Die Juden»! — Die Juden: ein Gottesbeweis. Dieser Gedanke bringt jeden, der angesichts dieser schockierenden Auskunft nun schnell seine Kenntnisse über die Geschichte des Judentums zusammenrafft, in nicht geringe Verlegenheit. Kann denn ein Christ eine solche Erklärung geben? Die Juden: ein Beweis Gottes? Was bedeutet das? Ist das nicht eine recht exzentrische Theologie, die hier einen kühnen Einfall vorbringt? Und doch — was sagt denn das Alte Testament? Wird da nicht tatsächlich von einem erwählten Volk gesprochen, das mitten in der Völkerwelt eine einzigartige Gabe und Aufgabe empfangen hat?

Wer die Fragen recht bedenkt, wird begierig sein, sich neu mit dem Geheimnis des Judentums — dem Mysterium dieser unvergleichlichen Gruppe von Menschen zu befassen. Die «Woche der Brüderlichkeit» tritt nicht nur mit dem Appell an uns heran, die